Die Macht des Spiegels.

Von Dr. A. Guthmann.

Die heutige Generation wundert sich kaum noch über die glänzenden Leistungen des modernen „Grammophon". So lange es Menschen gibt, sparen sie sich diese Art von Gefühlserregung vorzugsweise für das — nie Erlebte, nie Erschaute, kaum Erwartete auf. Als der Wind zum erstenmal in ein aufgeknüpftes Segel blies, um einen winzigen Nachen in Fahrt zu bringen, wußte sich der Mensch kaum vor Erstaunen zu fassen. Das gleiche geschah viele Jahrtausende später, als sich die erste Lokomotive, das erste Dampfschiff, der erste Selbstfahrer in Bewegung setzte. Der erste simple Luftballon Mongolfiers erregte nicht geringere Bewunderung, als die glückliche Lösung der viel bestrittenen Frage vom lenkbaren Luftschiff und von der Flugmaschine.

Es gab einmal ein Zeit, wo der Mensch die Eigenschaft gewisser Körper, Lichtstrahlen in vollkommenster Weise in das Auge des Beschauers zurückzuwerfen, für ein wahrhaftes „Wunder" hielt. Die primitiven Völker wissen nichts von einem künstlichen Spiegel. Die Erscheinung der Reflexion, die beispielsweise bei der Beobachtung einer klaren Wasserfläche oder eines tierischen Auges zur Geltung kommt, wird wie so vieles andere als etwas Unerklärliches geduldig hingenommen. Man bediente sich gewiß dieser „Naturerscheinung" gelegentlich auch zu praktischen Zwecken. Die Gelehrten behaupten, daß der erste Toilettespiegel der wilden Schönen ein von keinem Windhauch gekräuselter Wasserspiegel gewesen wäre. In der griechischen Sage ist es seltsamerweise ein Jüngling, der zu seinem Unglück diesen natürlichen Spiegel zuerst entdeckte. Der schöne Narziß, der dem Liebesflehen reizender Nymphen gegenüber kalt geblieben ist, verliebte sich bis über die Ohren in sein Spiegelbild. Er glaubt anfangs, ein wirklich lebendes Wesen vor sich zu sehen, wird aber bald über seinen Irrtum aufgeklärt. Wir sehen in ihm das unübertroffene Beispiel jener Eigenliebe, die bis auf den heutigen Tag der übertriebene Spiegelkultus zu erzeugen vermag. Narziß wird durch seine Erkenntnis in höchste Verzweiflung gestürzt und beschließt zu sterben. Aber die Götter haben Mitleid mit dem armen Jüngling und verwandeln ihn in jene wunderschöne, duftende Blume, die uns allen bekannt ist.

Der künstliche Spiegel tritt erst mit der Kultur ins Dasein. Die Menschen der verschiedenen Zonen dürften ganz unabhängig voneinander auf die Erfindung verfallen sein, da der Trieb, sich zu spiegeln, dem Wesen ihrer Natur eingeprägt zu sein scheint. Das Spiegelmetall der Chinesen (819 Teile Kupfer, 72 Teile Zink, 9 Teile Blei) zeigt eine andere Zusammensetzung als das Spiegelmetall der Alten (68 Teile Kupfer, 32 Teile Zink). Im klassischen Altertum spielten neben den Metallspiegeln die Spiegel aus poliertem Obsidian, schwarzem Lavaglas, eine hervorragende Rolle. Sicherlich kannten auch die Aegypter und Inder seit ältesten Zeiten den Metallspiegel. Die jüdischen Damen der biblischen Zeit scheinen stets einen Spiegel bei sich getragen zu haben, wie sich aus dem Buche Exodus ergibt. Es wird dort erzählt, daß Moses ein kupfernes Becken formte aus den Spiegeln der Frauen, die vor dem Offenbarungszelt Dienste taten... Die Großen und Reichen der Erde haben nicht lange gesäumt, einen möglichst hohen ästhetischen Genuß aus der schönen Erfindung zu ziehen. Antike Handspiegel aus Bronze, mit vollendetem künstlerischen Schmuck, sind uns erhalten geblieben. Aber man begnügte sich nicht immer mit einfachen Metallen, sondern schuf Spiegel aus Silber und Gold, ja auch aus Edelsteinen. In letzteren Fällen kann es sich natürlich nur um kleine Instrumente gehandelt haben. Die Spiegel nahmen mit fortschreitender Zeit immer größere Dimensionen an. So klagt Seneca, daß die luxuriösen Damen Spiegel besäßen, so groß wie ihr ganzer Körper und gewaltig hoch im Preise... Die Tochter des alten Gnejus Scipio hätte sich für ihre Mitgift keinen Spiegel kaufen können, den zu seiner Zeit die Töchter reicher Freigelassener für ein selbstverständliches Einrichtungsstück hielten... Doch wie kostbar die alten Spiegel gewesen sein mögen, so fehlte ihnen doch gerade die Eigenschaft, die wir bei ihnen am höchsten bewerten müßten: sie waren nicht imstande, ein Objekt in seiner natürlichen Farbe wiederzugeben.

Einen sehr großen Fortschritt in dieser Beziehung bedeutete der erst im 14. Jahrhundert erfundene Glasspiegel, der mit Hilfe von Zinnamalgan, das heißt Quecksilberzinn, wahrscheinlich zuerst in Deutschland hergestellt wurde. Auch diese Instrumente müssen noch sehr unvollkommen gewesen sein. Sie wurden indes im Jahre 1507 von Dal Gallo in Venedig in so ausgezeichneter Weise verbessert, daß von dieser Zeit an der Siegeszug des modernen Spiegels durch die ganze Welt datiert. Jahrhundertelang erfreute sich Venedig des höchsten Rufes in diesem Zweige der Industrie, und noch heute läßt sich der Tourist einmal über die Lagunen nach Murano rudern, um in den dort gelegenen uralten Werkstätten die Spiegelfabrikation zu besichtigen. Freilich ist der ehemalige Zinnamalganspiegel durch eine französische Erfindung vorigen Jahrhunderts weit überflügelt. Die Rückwand des Glases trägt jetzt bei feinen Spiegeln eine dünne Silberschicht. Der Silberspiegel ist ein Schmeichler. Er wirft weißes Licht mit sanft rötlichem Schimmer zurück, während die böse Quecksilberschicht eine frische Haut mit einem leicht grünlichen Hauch übergießt.

Der Spiegel kam für die Menschheit ursprünglich nur als Werkzeug der Toilette in Betracht. Dabei beschäftigen sich die Philosophen und Dichter aller Zeit mit jener strahlenden Platte, in der wir uns, scheinbar gegen den Willen der Weltordnung, selbst betrachten können. Man sucht das Rätsel zu lösen, „wie die Augen alle Dinge, doch sich selber anders nicht als im Spiegel sehen können". Nachdem wir eine Fülle von großartigen Naturkräften in der Neuzeit aufgedeckt haben, sind unsere Interessen von so mannigfaltigen Betrachtungen in Anspruch genommen, daß unsere philosophischen und poetischen Gedanken nur noch selten am Spiegel haften. Auch ist das Thema in psychologischem Sinn von den Altvordern in so erschöpfender Weise ausgebeutet, daß wir keine neuen Ideen mehr finden. Da die menschliche Natur zu allen Zeiten im Kern die gleiche bleibt, so muten die alten Seelenergüsse uns noch immer modern an; nur will uns die Tonart zuweilen etwas derb erscheinen. „Stehen sie vom Schlaf auf, so ist das allererste, daß sie sich im Spiegel beschauen; vielleicht zu sehen, ob das alte Leder über Nacht nicht jünger geworden. Eben diese seynd mir wie eine Pest, die in allen Orten Spiegel hängend haben, in der Stuben, in der Kammer, in der Bettstatt, in allen Winkeln." Und warum dieser Spiegelkultus?.... „Es sei ein Spiegel noch so gut, er macht nicht jung ein altes Blut."

Auch zu andern praktischen Zwecken findet der Spiegel im Altertum Verwendung. Archimedes soll vor Syrakus mittels Hohlspiegel, durch die er die Strahlen der Sonne in einem Punkt sammelte, die römische Flotte aus weiter Entfernung her verbrannt haben. Im Jahre 1514 ist angeblich von Proclus vor Konstantinopel eine ähnliche Tat geleistet. Da man in der Neuzeit die Möglichkeit solcher Handlung in Zweifel zog, so suchten einige Gelehrte die Frage auf experimentellem Weg zu lösen. In der Tat gelang es dem Pariser Buffon, mit Hilfe von 400 Spiegeln noch in einer Entfernung von 140 Fuß Kohle zu entzünden und Blei zu schmelzen. Es wurden in der Folgezeit noch des öfteren wirksame Hohlspiegel konstruiert, ohne besondere praktische Vorteile dadurch zu erringen.

Als Zauberspiegel, ein System reflektierender Scheiben, die zu seltsamen Sinnestäuschungen führen, wird der Spiegel auf der Bühne zu einem beliebten Unterhaltungsmittel und in der Hand von Geistersehern, wie Cagliostro, ein schreckliches Instrument des Betruges. In eigenartiger Weise wird die Macht des Spiegels in den Dienst der Jagd gestellt. Man läßt kleine Spiegel blitzen und lockt damit die Lerchen an. An Jägerlatein, das frühere Jahrhunderte freudig entgegennahmen, hat es dabei nicht gefehlt... Es gibt einen gräßlichen Fisch, der auf keine andere Weise einzubringen ist, als daß man ihm einen Spiegel vorhält. So muß er denn seine Greulichkeit ansehen und von Stunde an tot liegen...

Auf dem Gebiete der Wissenschaft sollte sich der Spiegel als ein wahrer Wohltäter der Menschheit und edler Kulturträger bewähren. Viele der Messung dienende praktische Instrumente beruhen auf dem Wesen der Spiegelwirkung, so auch der Sextant, mittels dessen der Kurs unserer Ozeanriesen bestimmt wird. Dabei ist der einfache Spiegel oft durch ein spiegelndes Prisma ersetzt.

Trotz der modernen Errungenschaft der Röntgenstrahlen, die unsere Augen in die Tiefe des Organismus vordringen lassen, können wir auf dem medizinischen Gebiet die Macht des simplen Spiegels nicht entbehren. Nur dieser setzt uns in den Stand, die „Oberfläche" verborgener Körperhöhlen, wie Kehlkopf, Nase, Auge, Ohr, Speiseröhre, Magen in den Bereich unseres Gesichtssinnes zu bringen. Der Kehlkopfspiegel ist ein an langem Stiel befestigtes rundes Spiegelchen, das, bei herausgezogener Zunge gegen den Zapfen gedrückt, das Bild des Kehlkopfinnern mit den Stimmbändern in sich aufnimmt. Der Kehlkopf wurde bei einem lebenden Menschen mittels Spiegels zum ersten Mal im Jahre 1840 gesehen. Der Musiklehrer Manuel Garcia und der Physiologe Türck waren bei ihren darauf bezüglichen Bestrebungen einige Jahre später noch weiter erfolgreich. Aber erst 1855 gelang es Czermak, durch die richtige Methode und nicht zum wenigsten durch Anwendung einer künstlichen Lichtquelle den Kehlkopfspiegel zu erfinden, wie er noch heute im Gebrauch ist.

Durch bessere, vorzüglich elektrische Beleuchtung wurde in der Folgezeit die Spiegeluntersuchung und die damit verbundene operative Tätigkeit weit bequemer gestaltet. Beim Ohrenspiegel bezeichnet man als Trichter- oder auch als Spekulumspiegel das kleine Röhrchen, das der Arzt in den äußeren Gehörgang zwecks seiner Erweiterung schiebt. Man macht sich heutzutage dadurch das Trommelfell so sichtbar wie die äußere Haut. Eine eigentliche Ohrenheilkunde besteht erst seit Erfindung des Ohrenspiegels. Das gleich rühmliche Urteil gilt von dem Augenspiegel, der durch von Helmholtz 1851 zuerst konstruiert wurde. Wenngleich die alten Aegypter bereits Augenärzte hatten, besteht doch eine eigentliche Augenheilkunde erst seit Erfindung des Augenspiegels, der den Beschauer aufs Genaueste über das Aussehen der Netzhaut unterrichtet. Eine besondere Vervollkommnung haben unter andern in neuester Zeit die Spiegelmethoden erfahren, durch die über die Oberfläche der Speiseröhre und des Magens Aufklärung erhalten wird. Starre Röhren werden durch den Mund in die Speiseröhre und nötigenfalls bis zum Magen hinuntergeschoben. Das durch die Röhren hineingeworfene Licht wird durch entsprechende Spiegel in das Auge des Beschauers reflektiert und bringt auf diese Art ein Bild der Oberfläche, die man zu betrachten wünscht, zu unserer Wahrnehmung. Die letztgenannten Untersuchungen haben erst weitere Verbreitung gefunden, seitdem sie sich ohne besondere Belästigung des Patienten ausführen lassen. Dieses schöne Ziel war erreicht, als man jene rasch populär gewordenen Stoffe, Kokain u. s. w., entdeckt hatte, die den damit bepinselten Schleimhäuten eine vollkommene Unempfindlichkeit zu verleihen vermögen.

„Wie schlecht die Spiegel heutzutage sind," läßt ein französischer Poet vor vielen Jahren eine Dame ausrufen, als sie ihre gealterten Züge im Spiegel betrachtet. Die Spiegel sind in unserer Zeit ganz vorzüglich, aber ich bin nicht sicher, ob sich nicht eine Enkelin dieser Dame in ähnlicher Lage ungefähr in gleicher Art ausdrücken würde. Der Kummer macht ungerecht. Unsere moderne Industrie vermag nach Belieben mittelst des Silberspiegels etwas rosig zu schmeicheln und mittelst des Platinumspiegels ein Objekt in möglichst natürlicher Färbung darzustellen. Wir müßten die ruhmreiche Laufbahn des Spiegels beinahe als abgeschlossen betrachten, wenn wir seine Macht nur von der Qualität seines Stoffes in Abhängigkeit setzten. Es kommt aber bei einem Werkzeug nicht nur auf den Bau an, sondern auch auf die Art der Anwendung. Und im Licht dieser Betrachtung ist die Macht des Spiegels noch einer schönen Entwicklung fähig. Man wird auf wissenschaftlichem Gebiet darauf bedacht sein, die alten Methoden der Spiegelbenutzung weiter zu bilden und neue Regionen seiner heilsamen Tätigkeit zu erschließen.

Der bibelfeste Napoleon.

Nach einer siegreichen Schlacht in Italien hielt Napoleon seinen Einzug in eine nahe gelegene Stadt. Er wurde von den Spitzen der Behörden feierlich empfangen, die ihm ganz besonders ans Herz legten, er möchte ihre zwölf Apostel in seinen Schutz nehmen.

„Sind Ihre Apostel aus Holz?" fragte Napoleon.

„Nein, Herr General, sie sind aus Silber," erwiderte der Bürgermeister.

„Nun, dann will ich sie in meinen Schutz nehmen," sagte der General, „und ihnen außerdem behilflich sein, ihre Mission zu vollbringen. Sie erinnern sich doch, was Jesus den Aposteln gebot?"

Die Häupter der Stadt sahen sich und den General verständnislos an. Keiner wußte eine Antwort auf die Frage.

„Nun, dann will ich Ihrem Gedächtnis zuhilfe kommen," erklärte Napoleon. „Jesus sagte zu ihnen: „Gehet hin in alle Welt!" — und ich will sie in alle Welt schicken."

Den ganzen Sinn dieses Versprechens verstanden die Bewohner der Stadt und ihre Oberhäupter erst am folgenden Tage, als die zwölf Apostel verpackt wurden, um ihre Reise nach Paris — in die Münze anzutreten.

— Wein nicht, aber Wasser. A. (auf das prachtvolle Haus deutend, das sich ein bekannter Weinhändler hat bauen lassen): „Sehen Sie, das hat alles der Wein zustande gebracht!"

B.: „Der Wein nicht, aber das Wasser!"

— Wie die Alten sungen. „Herr Gott, Kinder! Da rauft Ihr schon wieder — spielt doch hübsch artig miteinander."

Gretel: „Ja, der Hans will durchaus nicht..."

Hans: „Aber Mama — erst war sie meine Frau, und dann ließ sie sich von mir scheiden, und jetzt soll ich sie wieder heiraten — ich bin doch der ihr Affe nicht!"

Die Wettermännchen

Fahrenzeit, Reaumur und Celsius heißen sie.

Es ist leicht begreiflich, daß Leute, die sich sonst niemals um den Stand des Quecksilbers im Thermometer kümmern, demselben in Zeiten großer Hitze oder grimmiger Kälte ihre Aufmerksamkeit schenken. Dabei mögen manche unserer Leser und Leserinnen versucht haben, auszurechnen, wie sich das Gradverhältnis des Fahrenheit, nach welchem man hier rechnet, zu demjenigen des Reaumur verhält, nach welchem sie in Deutschland zu rechnen gewohnt waren. Die Regel zur Berechnung mag so mancher vergessen haben, trotzdem diese sehr einfach ist. Will man die Temperatur - Grade nach Fahrenheit in Reaumur verwandeln, so zieht man von der Zahl der Grade 32 ab, multipliziert dann mit 4 und dividiert mit 9. Es sind also zum Beispiel 77 Grad Fahrenheit (wir wählen gerade diese Zahl, um an der früher oder später kommenden Sommer zu erinnern) gleich 20 Grad Reaumur. Will man dagegen Reaumur in Fahrenheit verwandeln, so multipliziert man mit 9, dividiert mit 4 und zählt 32 hinzu. Der Unterschied beruht darauf, daß der Abstand zwischen den beiden Fundamentalpunkten — dem Gefrier- und dem Siedepunkt — beim Reaumur-System in 80 Grade und bei dem Fahrenheit - Thermometer in 180 Grade eingeteilt ist. Bei Celsius sind es 100 Grade, und bei der Umrechnung wird auf dieselbe Weise verfahren, nur daß man mit 5 statt 4 multipliziert, resp. dividiert.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es von Interesse sein, die Frage zu stellen, wie alt das Thermometer ist, und die Beantwortung dieser Frage wird vielleicht manchem willkommen sein. Es war im Jahre 1714, da Daniel Gabriel Fahrenheit das erste Thermometer konstruierte, zwar nicht das erste überhaupt, wohl aber das erste brauchbare Quecksilber - Thermometer. Der große Begründer der modernen Physik, Galilei, hatte zu Ausgang des 16. Jahrhunderts das Gesetz entdeckt, daß Luft unter Wärmezufuhr sich ausdehnt, und diese Erkenntnis dazu benutzt, aus der Veränderung des Umfanges einer geschlossenen Luftsäule — sei es, daß diese sich ausdehnte oder zusammenzog — auf die Veränderung des Wärmezustandes eines zweiten Körpers, mit dem sie in nahen Kontakt gebracht wurde, zu schließen. So entstanden die ersten Thermometer, die mit Luft gefüllt waren, eigentlich nichts weniger als exakte Meßapparate, sondern vielmehr Thermoskope, die nur eine Uebersicht über den Prozeß selbst, nicht aber über seine Größe gestatteten.

Fahrenheit war als Sohn eines Kaufmannes am 14. Mai 1686 in Danzig geboren und sollte, herangewachsen, das Kaufmannsgewerbe in Amsterdam erlernen. Aber dort wandte er sich seiner Jugendneigung, der Physik und Meteorologie, gänzlich zu, wurde Glaskünstler und unterhielt ein Geschäft mit meteorologischen Instrumenten. Er hat wenig geschrieben, nur fünf kurze Abhandlungen sind bekannt, in denen er in klarer und präziser Weise von seinen Entdeckungen Mitteilung macht. Die Wissenschaft verdankt ihm außer dem Quecksilber - Thermometer und einem Gewichtsaerometer die Kenntnis der Unterwühlung des Wassers. Für seinen Ruf als Gelehrter in der damaligen Zeit spricht, daß die Royal Society in London ihn zum Mitglied ernannte. Fahrenheit starb im Alter von 50 Jahren zu Amsterdam im Jahre 1736.

Seine Verdienste beruhen in erster Linie darauf, daß er das Quecksilber an Stelle der Luft und des Weingeistes — er hat Anfangs allerdings auch Weingeistthermometer gebaut — in die Wissenschaft eingeführt hat. Noch wesentlicher aber ist, daß er unverrückbare Fixpunkte an seinem Thermometer anbrachte, die es ermöglichten, daß seine Instrumente stets den gleichen Grad anzeigten, was bei den sonst gebräuchlichen nicht der Fall war. Diese physikalischen Fixpunkte einer Flüssigkeit waren schon einiger Zeit bekannt. Man wußte seit Huygens und Newton, daß jede Flüssigkeit einen bestimmten Siedepunkt besitzt, der nie bei gleichbleibenden äußeren Bedingungen überschritten wird. Man kann einer siedenden Flüssigkeit noch so viel Wärme zuführen, so wird sie nicht heißer, sondern die zugebrachte Wärme wird allein dazu benutzt, die Flüssigkeit in Dampf zu verwandeln. Allerdings ist bekanntlich die Höhe des Siedepunktes von dem Barometerdruck abhängig, insofern niederer Druck den Siedepunkt hinabsetzt, höherer ihn steigert. Aehnlich verhält es sich mit dem zweiten Fixpunkte, der Temperatur des schmelzenden Eises, dem Eispunkt. Auch er ist für jede Flüssigkeit konstant.

Hätte Fahrenheit sich dieser theoretisch begründeten Punkte allein bedient, so wären seine Instrumente unübertrefflich gewesen. Aber er machte, von einer falschgeleiteten Erfahrung irregeführt, einen Umweg. Er hatte in seiner Jugend in Danzig einen sehr kalten Tag erlebt, kälter als je einer war, dessen sich die damals existierenden ältesten Leute erinnern konnten. Weiter, glaubte jeder, könne es nicht gehen. Das war die Kälte an sich. Nicht eine Spur der — damals materiell vorgestellten — Wärme schien sich in der Luft zu befinden. Diesen Temperaturpunkt nannte Fahrenheit kühn Null. Er suchte ihn nachzuahmen, indem er eine Kältemischung aus Salmiak, Eis und Wasser herstellte, seine Quecksilberthermometer in das Gemisch einsenkte und den Stand des Quecksilberfadens am Glase markierte. Würden wir die Zusammensetzung der Kältemischung prozentual kennen, so würden wir auch den Kältegrad ermitteln können, der mit ihr zu erreichen ist. Fahrenheit hat ihn aber nicht mitgeteilt, und so sind wir auf zwei Originalthermometer in Leyden angewiesen. Nach diesen lag der ursprüngliche Fahrenheitsche Nullpunkt bei — 34,1 bis — 34,2 Grad Celsius. Dies war also die in Danzig beobachtete stärkste Kälte! 32 Teilstriche über diesem fingierten Punkte lag der eigentliche Fixpunkt — die Temperatur des schmelzenden Eises. Unglücklicherweise verfiel er auf die Körpertemperatur, die er in der Achsel maß, und die er ebenfalls für konstant hielt, als dritten Fixpunkt. Er erhielt die Gradeinteilung 96. Und dies, obgleich er wußte, daß das Wasser bei einer konstanten Temperatur kocht! Diese liegt, wenn man die Fahrenheitskala verlängert, 180 Grad über der Temperatur des schmelzenden Eises, sodaß die gesamte Skala 212 Grade umfaßt. Man erkennt, daß ein Grad an den in Europa gebräuchlichen Thermometern viel mehr als 1 Grad Fahrenheit ist, da erstere Skalen ja hundertteilig sind. Aber eben deswegen und weil sie, von Null dauernd aufsteigend, negative Werte vermeiden will, wird die Fahrenheitsche Einteilung als praktisch noch heute in den Ländern angelsächsischer Zunge angewandt.

Ganz unabhängig und völlig unbekannt mit den schönen Erfolgen des Amsterdamer Glaskünstlers hat sich Seigneur de Reaumur in den zwanziger und dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts an die Konstruktion von Thermometern gemacht. Er verschmähte das Quecksilber und kehrte zum Weingeist zurück. Hier beging er aber den fundamentalen Irrtum, zu glauben, daß der Siedepunkt des Alkohols mit dem des Wassers identisch sei. Tatsächlich liegt jener schon bei 78,4 Grad Celsius, sodaß es überhaupt unmöglich ist, mit einem Weingeistthermometer höhere Temperaturen als 78 Grad Celsius zu messen. Die Reaumursche Skala umfaßt 80 Grade. Diese Einteilung rührt daher, daß das Volumen des Alkohols vom Nullpunkt des schmelzenden Eises bis zum Sieden des Wassers sich um 80 auf 1000 Teile vergrößert.

Erst Andreas Celsius spricht 1742 klar aus, daß es keine bequemere und sichere Art, die Grade auf einem Thermometer abzuteilen, gibt, als die, bei denen das Wasser kocht und friert. Er teilt zum ersten Male die Skala in 100 Teile. Aber er benennt merkwürdigerweise den Siedepunkt des Wassers nicht mit der Ziffer 100, sondern mit 0 und legt den Eispunkt bei 100. Diesen Schönheitsfehler ausgetilgt zu haben, ist das Verdienst des berühmten Botanikers und Zoologen Linné gewesen, der uns das wichtige Instrument in derjenigen Form übermittelte, in der wir uns heute noch seiner bedienen.

„Rose der Unschuld."

Im Engadin bestand ein ebenso schöner als seltener Brauch. Jedem Richter kann es geschehen, daß er einen Unschuldigen als schuldig erachtet, und wenn er seinen Irrtum erkennt, so kann er ihn kaum wieder gut machen. — Anders war es im Engadin. Wenn dort einer zu Unrecht eines Verbrechens beschuldigt und in das Gefängnis geworfen und dann später der Justizmord erkannt wurde, so erklärte der Richter sofort öffentlich, daß der Betreffende unschuldig sei. Ein junges, schönes Mädchen übergab dem Verurteilten eine Rose, die man die „Rose der Unschuld" nannte. Dann führte man ihn im Triumph, mit dieser Rose geschmückt, durch das Tal, und der Tag seiner Befreiung wurde für das ganze Land ein Festtag.

— Nobel. Hochstapler (als er die Anklagebank betreten soll): „Gibt's denn hier keine numerierten Plätze?"

— Qualifikation. „Sie wollen also als Diener bei mir eintreten?"

„Jawohl, Herr."

„Ja, glauben Sie denn, daß Sie sich dazu eignen?"

„Ich glaube ja, Herr; als ich vorhin im Vorzimmer wartete, war ein Mensch mit einer Rechnung da, den habe ich gleich 'rausgeschmissen!"

„Es ist gut, Sie sind engagiert!"

Witze.

— Stimmt. Gatte: „Wohin in Deinem neuen Kleide, Dora?"

„In die Kirche."

„Aha, „Fahnenweihe"!"

— Im Zweifel. Jüngling (auf einer Alpenreise): „Jetzt weiß ich nicht: soll ich mir für das Markl ein Gamsbartel oder ein Gamsbratel kaufen?"

— Druckfehler. Mit Entzücken hing Irmgard an den Lippen des jungen Künstlers, und sie fand es besonders reizend, daß er als Sohn des schönen Neckartales ein wenig schnäbelte."

— Kostspieliges Vergnügen. „Aber, liebster Kollege, weshalb haben Sie sich nur eine Schreibmaschine angeschafft?"

Erfolgloser Schriftsteller: „Ich wollte mich gern auch 'mal gedruckt sehen."

— Empfindlich. Pianist (der zur musikalischen Soiree spielt): „Zunächst wünschen Sie gewiß etwas Getragenes?"

Parvenü (der früher mit alten Kleidern gehandelt hat): „Bitte, keine Anspielungen."

— Range. Schuster (in seiner Werkstatt mit einem Kunden sprechend): „Ich bin ja gutmütig; aber meine Frau haut, daß die Stücke fliegen!"

Lehrjunge (dazwischenrufend): „Sogar Meisterstücke!"

— Abgeholfen. „Gab es auf Eurer Treibjagd wieder soviel Unglücksfälle wie letztes Jahr?"

„Nein, gar keine — der Herr Graf hatte nämlich den Treibern die Ritterrüstungen seiner Ahnen anlegen lassen!"

— Nie in Verlegenheit. Herr: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich brauche keine Hosenträger mehr; ich hab' das Leben satt!"

Hausierer: „Nu, da wären doch ä Paar Hosenträger grade ä passender Artikel!"

— Die Macht des Schnurrbarts. „Haben Sie sich denn nun die Liebe der kleinen Selma erobert?"

„Jawohl, es ist erreicht."

„Wodurch denn?"

„Durch „Es ist erreicht"."

— Untersee-Verbindung. Frau (zur ledigen Freundin): „Ja, es ist heutzutage nicht so leicht, einen Mann zu bekommen. Als mein Adolar mich aus dem Teiche zog, hatte ich ihm den Verlobungsring schon unter Wasser angesteckt!"

— Analog. Arzt: „Ich habe Ihnen doch nur ein Glas Wein erlaubt, und Sie trinken gleich eine Flasche?!"

Patient: „Ach, Herr Doktor, wenn Sie jemand zu einem Löffel Suppe einladen, so meinen Sie doch auch einen ganzen Teller!"

— Abgeführt. Brautvater: „Sie wollen meine Tochter heiraten? Sie müssen entschieden verrückt sein, daß Sie an so was nur denken können!"

„O, dann entschuldigen Sie nur, daß ich Ihre Tochter so überschätzt habe; aber Sie werden sie ja besser kennen!"

— Auch eine Antwort. Lehrer: „Gute Werke sind dem Menschen besonders empfohlen. Max, kannst Du mir sagen, was gute Werke sind?"

Schüler (Sohn eines Bankiers): „Das sind Bergwerke, die sieben Prozent geben und darüber, Herr Lehrer!"

— Ausreden lassen. Frau (nach einer häuslichen Szene, weinend): „Ich fahre diesen Abend nach Hause..."

Mann (gleichgültig): „Meinetwegen!"

Frau: „Und hole meine Mama!"

Mann (aufspringend: „Um Gotteswillen, mach keine Dummheiten!"

— Der Verwandte. Sie: „Was hast Du denn Papa über Deine Aussichten gesagt?"

Er: „Ich sagte ihm, ich erwarte bald Hilfe von einem reichen Verwandten."

„Aber Du hast mir doch nie etwas von einem reichen Verwandten erzählt!"

„Ich weiß wohl, den werde ich ja auch erst nach der Hochzeit haben!"

— Keine Ahnung. Ein Diener (zum andern, der kürzlich bei einem Protz in Dienst getreten ist): „Nun, wie gefällt's Dir bei Deinem neuen Herrn?"

„Geld wie Heu; aber von Bildung keine Spur! Gestern bekam er mit der Post allerlei Liköre, Essenzen und Parfümerien — heute komme ich in sein Schlafzimmer — hat sich der Esel die Glatze mit Benediktiner eingerieben!"

— Passender Vergleich. Zu einem Herrn, dessen Frau einen großen Aufwand an Putz zu machen pflegte, sagte einst ein schalkhafter Kollege: „Ich finde, geehrter Herr Kollege, große Aehnlichkeit zwischen Ihnen und dem Minister von Stein."

„Wieso?" versetzte jener geschmeichelt.

„Nun, Sie beide haben dem Staate große Opfer bringen müssen!"